

Anne

GABRIELE VOGT



Von Anne wussten wir nur, dass sie uns gehörte. Aber sie gehörte nicht zu uns. Sie gehörte nicht in unser großes Haus, in unseren grau glänzenden Mercedes 220, nicht in die Gesellschaften, die meine Eltern gaben. Oben im Haus wir. Unten, der Keller, das war Anne.

Niemand, weder meine Mutter noch mein Vater, hatte das jemals gesagt. Im Gegenteil. Anne war zu respektieren, darauf achteten sie streng. Aber wir wussten es, setzten es uns zusammen aus kleinen Momenten: einem Tonfall, einer vorsichtigen Andeutung der Erwachsenen, einem Lachen, einer unbewussten Geste- alles nahmen wir auf.

Wir hörten auch den Ton, in dem Anne Herr Professor sagte. Wir fühlten, dass die Wörter nicht auf ihrer Seite waren, sie waren im Besitz meiner Eltern. Wir spürten das Zögern, mit dem sie in ein allgemeines Lachen einstimmte.

Es war ein Wissen vor jeder Frage, außerhalb auch von allem, was wir wissen wollten. Anne würde uns gehören, so lange wir sie brauchten. Sie war so vertraut wie ein Arm oder Bein, so umgeben von Selbstverständlichkeit, dass sie dahinter verschwand.

Anne kam jeden Tag. Als ob man darauf bauen konnte. Als ob ein Tag wie der andere war. Als ob sich nie etwas ändern würde. Kam durch das schmiedeeiserne Gartentor den langen Gartenweg entlang. Breitbeinig. Ihre untersetzte Gestalt fiel von einem Fuß auf den anderen, ein regelmäßiges schweres Schwanken. Barkasse auf hoher See. Ein Vorwärtsrollen mit einem eigenen Rhythmus. Unbeirrt.

Das Gehen strengte sie an. Wir machten die Tür auf. Sie lockerte das Halstuch, rang nach Luft. Lachte. Nein. Es lachte aus ihr heraus, ein kurzer Laut. Kein beschämtes Lachen, nichts von Verlegenheit oder Schwäche. Ein kleines stolzes Lachen. Genugtuung. Sie hatte es geschafft, wieder mal.

Durch die Küche nach unten in den Keller, ins Bügelzimmer. Da zog sie die Schuhe aus, stand und lief nur noch in Strümpfen. Strumpfsocken, sagte sie. Mit hartem rr und Betonung auf Socken. So gab sie ihnen den Rang von Pantoffeln.

Wieder rauf in die Küche, durch den Flur und das Wohnzimmer nach oben. Zwei lange Treppen, sie zog sich an den Geländern hoch. Stützte sich schwer auf die Klinke, wenn sie eine Tür öffnete. Blieb manchmal stehen beim Lüften der Zimmer, den Fenstergriff in der Hand. War überall, den ganzen Tag lang, Anne, könnten Sie, bitte Anne würden Sie, ach Annchen.

Im Kellergang standen bis zum Abend ihre Schuhe, auf Zeitungspapier. Die kurzen Wildlederstiefel mit Schneerändern und einem Futter aus Kunstfell. Die von Nässe aufgequollenen Halbschuhe mit seitlichem Gummizug. Im Sommer beigefarbene Geh-Wohl-Schuhe mit kleinem Lochmuster - Luft für die verkrümmten Zehen und die dicken Ballen. Die wuchsen von Jahr zu Jahr.

An manchen Tagen hatte Anne Schlagseite. Ließ sich beim Gehen schwer auf das rechte Bein fallen.

Mein Ischias, sagte sie. Das kommt und geht.



Oft ging es nicht. Dann stand ein brauner Holzstock im Bügelzimmer hinter der Tür. Mit einem grob geschnitzten Knauf oben und unten einem schwarzen Gummipfropf.

Natürlich: Man weiß nie... sagte meine Mutter beim Kaffeeklatsch zu einigen Frauen. Sie nannte sie Freundinnen. Wen man sich da ins Haus holt. Aber sie ist so eine Unterstützung! Allerdings - manchmal... wenn sie so... mit hochrotem Kopf ... Nun gut, immerhin, wir sind sechs Personen! Oder sieben- falls man sie dazu zählt. Sie isst ja mit uns. Das ist sehr viel praktischer. Natürlich nur mit mir und den Kindern. Und sie ist so eine Gute! Die Kinder hängen an ihr. Sehr. Ich auch- natürlich.

Anne saß mit uns am Tisch und verfehlte die Wörter. Sagte Figaro statt Libero. Sprach vom gerade eröffneten Garten-Zentner. Von Zelliphan und Nülltest. Sagte Spachhäddi zu Spaghetti.

Aber die Briefe von unserm Annchen, sagte meine Mutter. Praktisch ohne Fehler! Und ganz lebendig! Wo sie doch nur die Suppen-Hochschule besucht hat! Und ihre Dorfschule natürlich.

Stille. Anne bügelte. Ich saß neben ihr auf einem Hocker, im Keller. Das Bügeleisen fuhr Straßen über die Laken. Manchmal sagte sie etwas wie Nu ging auch Frau Pedersen. Das hieß: Ein für allemal. Für immer und ewig. Gegangen eben.

Und dann kam: O-ha! Das sank in die Tiefe. Wie ein Stein. Wenn es schlimmer war: O-haueha! Und in der Höchsthöhe: O-hauehaueha! Mehr Wörter brauchte sie nicht - in diesem Fall. Für weniger Wichtiges brauchte sie manchmal viele. Sie stieß sie der Reihe nach aus, wie ein Gebläse: Kasst du nu ssehn und kriegen das nach oben getragen!

Sie spricht wie alle hier an der Grenze, sagte meine Mutter. Sønderjysk. Dänisch und deutsch. Und nichts davon richtig.

Scheitern an der Sprache. Scheitern an allem. Meine Mutter hatte das von ihrem Vater gelernt. Und ich von ihr. Nicht richtig sprechen. Nicht richtig im Kopf .

Als Anne geboren wurde, war sie deutsch. Dann kam der Krieg: Der erste große, sagte Anne. Als er vorbei war, stand ihr Elternhaus noch am selben Platz, aber für Anne verlor die Welt den vertrauten Klang. Eine riesige Hand hatte die Grenzen verschoben: auf einmal lag Annes Heimat in Dänemark. Ich war nur fünfzehn, ich wusste ja nicht, was es war und warum.

Dänisch im Pass. Aber deutsch im Herzen! Immer wieder sagte sie das. Sie rollte das r- ihr Herz hatte mindestens 3 davon.

Annes Dänisch. Rundgeschliffene Wörter, wie mehrmals im Mund rumgedreht. Sie trieben ruhig an mir vorbei. Ich saß wie eingemummelt. Manchmal ein kleiner Pieks. Ein scharfes ä. Ein spitzes i. Dann wurde ich wieder wach. Sie brachte mir Wörter mit - mor, far, dreng, pige, vand, sol. Einfache Wörter. Denen man trauen konnte. Mor. Far. Gemütlich, wie ein Sofa.

Aber Mu-tter und Va-ter. Wie schwer!



Annes dänisches d. Ganz weich. Fast wie ein l : Röd gröd med flöde. Anne schrieb mir den Satz auf. Durch das Schreibe-O ging ein sauberer schräger Strich. Röd gröd. In ihrem Mund schmolzen die Wörter.

Deutsche können das nicht richtig. Nicht viele jedenfalls.

Ich machte es nach.

Donnerwetter! sagte Anne.

Manchmal fanden wir Wörter für uns beide: blick, blind, sommer, strand, sand.

Annes Haus hatte viele Türen.

Nu ssostru ssehn, sagte Anne oft. Wörtlich hieß das: Nun sollst du sehen. Aber in diesem Sehen steckte mehr: ein Abwarten, Innehalten.

Nu ssostru ssehn...Manchmal tat ich das wirklich. Wenn wir allein waren. In Ruhe.

Einmal zum Beispiel sah ich ihre Beine. Im Sommer. An der Nordsee. Sie waren dick, nackt und weiß, mit blauen Knoten. Anne saß auf der Veranda auf ihrem Hocker, auf dem Schoß eine Metallschüssel. Die runden Kniee rieben sich aneinander. Zwei Kindsköpfe. Blasse, verschwommene Gesichter. Mit Tälern und kleinen Hügeln.

Zwischen Haus und Verandaumfriedung war eine Leine gespannt. Annes dunkelblauer Badeanzug baumelte im Wind, ein schlaffes wollenes Tier zwischen unseren winzigen Elastikbadehosen. Hing da, aber war nicht nass. Anne badete nie.

Ich hockte auf einer Stufe vor der Veranda, sah Anne zu. Sie griff sich Äpfel aus einer Schüssel, schälte ohne abzusetzen, warf dann die Äpfel mit Schalen und Krotzen zurück in die Schüssel.

Manchmal zerriss eine Spirale, dann schrie ich kurz auf. Anne! Fehler!

Saß weiter da. Konnte einfach so dasitzen, musste nichts tun, tat nichts. Guckte vielleicht nach dem blauen Tier. Der Wind verpasste ihm kleine Schläge, es tanzte.

Das Klima, sagte meine Mutter zu ihren Freundinnen. Das kann ihnen nur gut tun. Ihr und den Kindern. Sie sind solche Schätzchen. Alle miteinander. Die Kinder und auch unsere Anne. Aber wenn ich da bin: Ich hab dauernd zu tun. Das Salz, die Nässe. Und dieser ewige Wind. Es war die Entscheidung meines Mannes. Er ist gern da. Und unser Annchen, sie ist da ganz glücklich. Wie eine Hühnermami!

Der Strand war sehr breit. Ein feiner fester Sand. Kaum Menschen. Zwischen Dünenkette und Meer zwei Fahrspuren, in sicherem Abstand. Sie führten über die Insel. Ganz grade. Von Nord nach Süd. Manchmal kroch ein Auto über die Spur. Wir rannten. Unter den Füßen ein Knistern, dünne hellgelbe, hellblaue und rosa Muscheln. Wir rannten durch weißes Spritzwasser, tauchten durch die Wellen, tauchten wieder auf. Weit weg vom Strand.

Da stand Anne in ihrem dunklen Anzug. Ein kleines Loch in der Landschaft. Ganz hell, wie abgetrennt, ihre Arme und Beine. Sie schrie etwas. Der Wind riss es weg. Wir winkten. Schwammen weiter raus, ganz weit. Die Wellen hoben uns über uns rüber, liefen weg, ließen uns fallen, kippten um, dann plötzlich Stille, eine schwarze glatte Fläche um uns, eine Sekunde, bevor sich der



Schlund unter uns öffnete, die Wellen wieder über uns hinweg schwappten, wir schnappten nach Luft, spuckten aus, rissen auf jedem Wellenkamm den Kopf hoch: ja, da war sie. Anne war da.

Sie guckte in unsere Richtung. Stand wie ein Pfahl. Neben ihr im Sand unsere Bademäntel, weit weg. Sie hatte ein Bündel draus gemacht und alles mit Treibholz beschwert. Zum Schutz.

Wir waren ihre Familie, sagte meine Mutter. Oder eigentlich ihr. Ihr wart ihre Kinder.

An einem windkalten sonnigen Tag, nach dem Baden, kam sie nicht hinter uns her. Wir hatten uns in die Mäntel gewickelt, klapperten mit den Zähnen, stürzten über die Dünen auf unser Holzhaus zu. Ich drehte mich um – da war sie, unten am Strand. Ihr Umriss vor dem unendlich beackerten Meer, ein einziges schwarzweißes Flackern. Der Sand blendete. Sie blieb nicht stehen, ging langsam auf diese riesige Fläche zu, auf die kurzen Wellen, die flach auf den Strand liefen. Ging weiter. Streckte seitlich die Hände aus, als wenn sie die Wellen an die Hand nehmen wollte. Dann breitete sie die Arme weit aus, hob sie zum Himmel, ging weiter in kleinen Hüpfen, jetzt reichte das Wasser ihr schon bis an die Oberschenkel. Da ging sie in die Knie und rührte Kreise ins Wasser. Links und rechts. Immer neue weite Kreise.

Von ihrem Elternhaus bis zur Ostsee waren es zehn Kilometer. Zu weit. Nie hatte ihr jemand gezeigt, dass man schwimmen kann.